

Prof. Dr. Marie-Theres Wacker

(Universität Münster)

1952 wurde ich am Niederrhein in einem kleinstädtisch-ländlichen, katholisch geprägten Kontext geboren. Nach vier Jahren Volks- und zwei Jahren Realschule wechselte ich 1965 auf ein neusprachliches Gymnasium, das unter der Leitung von Ordensfrauen stand. Dort machte ich 1971 Abitur. In meiner Familie und Verwandtschaft gab es dafür keine Vorbilder, das heißt auch keine Erfahrungen akademischen Studiums, Lebens und Arbeitens. Trotzdem konnte ich meine Mutter und meinen Vater davon überzeugen, dass sie mir, „auch wenn ich ein Mädchen war“ („heiratet sowieso bald“ – „ist viel zu gefährdet in einer fremden Stadt“ – „wird eines Tages auf uns herabschauen“), erlaubten, ein Studium aufzunehmen. Nebenbei: damals lag das Volljährigkeitsalter noch bei 21!

An Karriereplanung habe ich damals nicht gedacht, sondern ich war glücklich, dass die universitäre Welt sich mir öffnete und ich „wissen durfte“. Meinen weiteren Weg habe ich weder systematisch angestrebt noch gezielt vorbereitet; vielmehr hat er sich Schritt für Schritt ergeben, in einer Kombination aus vielen Faktoren, Konstellationen, Entwicklungen, Begegnungen, Möglichkeiten, die glücklich zusammenspielten. Was ich dazu mitbrachte, war wohl vor allem, die Augen offen zu halten und die eigenen Ziele nicht zu eng zu stecken.

Zum Wintersemester 1971/72 begann ich das Studium der Mathematik und der Katholischen Theologie an der Universität Bonn. Ich immatrikulierte mich im Studiengang für das gymnasiale Lehramt und hatte so zunächst einmal ein berufliches Ziel, das meiner Familie vermittelbar war. Daneben absolvierte ich eine Ausbildung zur Organistin im Nebenamt (C-Prüfung) an der Kirchenmusikschule des Bistums Aachen; Klavier- und Orgelunterricht hatte ich schon während meiner Schulzeit bei unserem Organisten erhalten. Als ich erfuhr, dass der Kirchenmusiker und Komponist Hermann Schröder in Bonn einen Lehrauftrag in der Musikwissenschaft hatte, besuchte ich über mehrere Semester seine Veranstaltungen.

Den theologischen Diplomstudiengang (= theologisches Vollstudium) nahm ich zum Sommersemester 1973 hinzu, als die Diözesen Köln und Aachen begannen, Stellen für sog. LaientheologInnen auf Pfarrgemeinde-Ebene (PastoralreferentInnen) einzurichten, und damit Berufsperspektiven für VolltheologInnen außerhalb des Priesteramtes geschaffen wurden, die man bis dahin nicht für möglich halten konnte. Eine Tätigkeit als Pastoralreferentin in einer Gemeinde konnte ich mir gut für mich vorstellen. Aufmerksam geworden war ich auf diese Entwicklung durch das Anfang 1973 an der Katholischen Studentengemeinde Bonn installierte „Mentorat für Laientheologen“, über das die Gründung eines „Theologenkreises“ angestoßen wurde. Ich ging interessiert und neugierig zum ersten Treffen und wurde gleich zusammen mit einem älteren Kommilitonen zur Sprecherin des Kreises gewählt.

Noch während meiner Bonner Studienzeit hatte ich gehört, dass in Jerusalem ein Theologisches Studienjahr auf dem Zionsberg eröffnet worden war. Während einer Israelreise im Frühjahr 1974 nahm ich die Gelegenheit wahr, mich vor Ort nach den Bedingungen zu erkundigen. Ich erhielt vom Leiter des Projektes, Abt Laurentius Klein OSB, die Auskunft, er könne keine Damen zulassen, da man von der Deutschen Bischofskonferenz im Blick auf die Priesteramtskandidaten gefördert werde. Dass vier Jahre später diese Einschränkung fiel, da nun evangelische Pfarramtsstudierende, männliche wie weibliche, aufgenommen wurden und damit auch katholischen Theologiestudentinnen der Zugang nicht mehr verwehrt werden konnte, kam für mich zu spät. Trotz dieser für mich enttäuschenden Auskunft behielt ich die Hoffnung, eines Tages doch noch in Jerusalem zu studieren.

Zum Wintersemester 1974 setzte ich – schon zusammen mit meinem späteren Mann – das Studium an der Universität Tübingen fort. Der Wechsel stand an, weil ich andere Hochschullandschaften kennenler-

nen wollte und Tübingen damals (neben Münster) als die Hochburg einer „Theologie zur Zeit“ galt. Neben dem Studium der Katholischen Theologie erwarb ich Grundkenntnisse in ausgewählten Sprachen des antiken östlichen Mittelmeerraumes und beschäftigte mich auch ein wenig mit Judaistik. In Tübingen begegnete ich Hochschullehrern, die mich förderten. Für den Bereich des Alten Testaments nenne ich auf katholischer Seite Prof. Dr. Herbert Haag und Dr. Bernhard Lang, meinen späteren Doktorvater, auf evangelischer Seite Prof. Dr. Hans Peter Rüter, bei dem ich einige Zeit auch studentische Hilfskraft war. Auf besondere Weise wichtig wurde für meinen Mann und mich die Freundschaft mit dem systematischen Theologen Thomas Pröpper (damals noch Wiss. Assistent bei Prof. Dr. Walter Kasper), der uns ermutigte zum eigenständigen, kritischen, freien theologischen Denken. Das Mathematikstudium brach ich nach längeren Überlegungen ab, weil mir das vertiefte Studium der Theologie immer reizvoller erschien.

Frauen gab es damals in der Katholischen Theologie noch sehr wenige: in Tübingen waren wir in meinem Diplom-Abschluss-Semester zu zweit, und auch unter den Lehrenden waren sie rar. Anregend fand ich in den Tübinger Jahren den gelegentlichen Kontakt zu Dr. Anne Jensen, Ostkirchen-Fachfrau und wissenschaftliche Mitarbeiterin von Prof. Dr. Hans Küng, und zu der amerikanischen Neutestamentlerin Bernadette Brooten, die bis 1976 in Tübingen arbeitete und mit der ich, noch ohne großes Gespür für die Tragweite dessen, was wir taten, die ersten feministischen Fragestellungen diskutierte (Hatten Frauen in den Synagogen zur Zeit Jesu getrennte Gebetsbereiche, gar auf einer Empore, oder ist das eine viel spätere Entwicklung? Gab es weibliche Synagogenvorsteher im antiken Judentum und was bedeutete das für die Handlungsräume von jüdischen Frauen?).

Zum Ende des Wintersemesters 1976/1977 schloss ich mit dem Diplom in Katholischer Theologie ab. Schon im Vorfeld hatte ich den Plan gefasst, anschließend ein Studienjahr an der École Biblique, der traditionsreichen, von französischen Dominikanern geführten Hochschule für Bibelwissenschaft und Biblische Archäologie in Jerusalem zu verbringen, weil mir im Laufe meines Studiums die Beschäftigung mit dem Alten Testament und dem Judentum immer wichtiger geworden war. Zudem wollte ich an meinen früheren Traum anknüpfen, einmal längere Zeit in Jerusalem zu verbringen. Die Monate des Studienjahres 1977/78 in einem ungeheuer anregenden und vielschichtigen Kontext waren für mich sehr prägend; sie haben mich persönlich und wissenschaftlich enorm weitergebracht und sicher auch „karrierefördernd“

gewirkt: Der Grad einer *Élève Titulaire*, den ich an der *École Biblique* erwarb, machte mich später bei universitären Bewerbungen im außer-deutschen Kontext einer Lizentiatin in re biblica vergleichbar.

Finanziell ermöglicht wurde mir dieser Studienaufenthalt durch ein Stipendium des DAAD. Was damals pure finanzielle Not(wendigkeit) war, hat mich bleibend mit dieser wichtigen Institution der akademischen Auslandsförderung verbunden. So konnte ich beispielsweise im Sommer 2003 meine südkoreanische Kollegin Prof. Dr. Kyung-Sook Lee von der Ewha-Universität in Seoul, der weltweit größten Frauen-Universität, mit einem DAAD-Gastwissenschaftlerinnen-Stipendium an mein Seminar in Münster holen.

1978, im Anschluss an das Jerusalemer Studienjahr, heiratete ich den Theologen Dr. Bernd Wacker und übersiedelte mit ihm von Tübingen nach Paderborn, wo er eine Stelle als wissenschaftlicher Assistent an der Universität-Gesamthochschule erhalten hatte. Hier arbeitete ich an meiner Dissertation zu eschatologischen Perspektiven im äthiopischen Henochbuch, einem Thema, für das ich bereits an der *École Biblique* unter der Anleitung und Betreuung des damals dort lehrenden Neutestamentlers Marie-Émile Boismard OP Grundlagen geschaffen hatte. Finanziell unterstützt wurde ich während meiner Promotionszeit durch ein Büchergeld-Stipendium der Bischöflichen Studienstiftung des Cusanuswerkes, die mich auch schon während des Studiums gefördert hatte. Die im Cusanuswerk geknüpften Kontakte bestehen zum Teil bis heute und sind Teil eines Netzwerks von Kontakten, die für die Arbeit (nicht nur) im akademisch-wissenschaftlichen Raum von Vorteil sind.

In diesen Jahren war ich nicht erwerbsarbeitstätig, wenn ich auch gelegentlich alttestamentliche Lehraufträge an der Universität-Gesamthochschule Paderborn übernahm und so meine ersten universitären Lehrerfahrungen gewinnen konnte. Ab 1979 engagierte ich mich bei amnesty international in der Betreuung eritreischer Flüchtlinge. Diese Aufgabe kam mir insofern entgegen, als ich für meine Dissertation Alt-äthiopisch (Ge'ez) gelernt hatte, also die Liturgiesprache der katholischen Eritreer und Eritreerinnen kannte, was mir in der eritreischen Community auf Anhieb Sympathien und einen Vertrauensvorschuss verschaffte. Ganz nebenbei machte ich Erfahrungen mit dem alltäglichen deutschen Rassismus gegenüber dunkelhäutigen Menschen, an dem sich auch heute, gut dreißig Jahre später, kaum etwas geändert hat. Während der Promotionsphase habe ich mir wenig Gedanken über eine mögliche „Karriere“ gemacht. Eine Promotion allein erschien mir schon als sinnvoll in sich, und ich habe viel Zeit und Energie auf-

gewendet, um mir die Kompetenzen anzueignen, die es dafür brauchte, z. B. auch Grundkenntnisse in modernen Sprachen, die neben Englisch und Französisch in der exegetischen Fachliteratur eine Rolle spielen. Finanziert haben mein Mann und ich uns während meiner Promotionszeit über das Assistentengehalt meines Mannes.

Im Sommer 1981 reichte ich meine Dissertation in Tübingen ein und legte Ende des Jahres das Rigorosum ab. Schon zum Wintersemester 1981/82 erhielt ich eine Anstellung als wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität (damals: Universität-Gesamthochschule) Paderborn bei dem systematischen Theologen Prof. Dr. Peter Eicher, mit dem Auftrag, bibelhermeneutische Fragen selbständig in der Lehre einzubringen, was meinen immer schon ausgeprägten fundamentaltheologischen Interessen sehr entgegenkam.

Ab 1982 begann ich mich erstmals systematisch mit der damals in Deutschland noch jungen feministischen Theologie zu beschäftigen. Angeregt dazu wurde ich durch Studierende; vielleicht war es auch so etwas wie ein „kairos“ meines Lebens. Denn diese Art, engagiert Theologie zu treiben, kam mir, das konnte ich schnell feststellen, sehr entgegen. Sie entsprach meinen Erfahrungen, dass es in der katholischen Kirche keinen Ort gab für Frauen wie mich, die „Laie“ waren, d. h. die „in der Welt“ standen, aber nicht als Hausfrau und Mutter, auch nicht als unverheiratete Lehrerin, erst recht nicht als Ordensfrau, sondern einen Lebensentwurf hatten, der den herrschenden Zusammenhang von Geschlechterontologie, Kirchen- und Ämterstruktur irritierte: den Lebensentwurf nämlich, wissenschaftliche Theologin zu sein, zugleich verheiratet und später dann auch noch Mutter! Die feministische Theologie entsprach auch meinem Empfinden, dass Rechenschaft über den sozial-kulturellen Ort des eigenen Theologietreibens erkenntnistheoretisch unabdingbar ist. Sie entsprach meinem Empfinden für Gerechtigkeit: Wie konnte es sein, dass Mädchen und Frauen, nur weil sie das falsche Geschlecht hatten, die freie Entfaltung ihrer Fähigkeiten mit Verweis auf unabänderliche göttliche Ordnungen vorenthalten wurde? Und sie entsprach meiner wissenschaftlichen Neugier, Denkwege in der Theologie auszuprobieren, die ungewohnt waren, die in vielerlei Hinsicht Grenzen der „Disziplin“ überschritten, die Überraschungen versprachen. Karrierefördernd war diese Positionierung nur bedingt: Zwar wurde ich nun sehr oft zu Bildungsveranstaltungen und zu universitären Lehraufträgen eingeladen und dadurch bekannt, bekannt aber eben als Theologin, die sich einer Richtung verschrieben hatte, die amtskirchlicherseits zumeist eher mit Zurückhaltung aufgenommen wurde.

1982 übersiedelten mein Mann und ich in eine Dorfgemeinde bei Paderborn. Wir lebten zusammen mit einem älteren, vor den Repressionen der Militärjunta aus Argentinien geflohenen Priester und Befreiungstheologen im dortigen Pfarrhaus und stiegen ehrenamtlich auch in die kirchliche Gemeindegarbeit ein. Diese ungewöhnliche Wohn- und Arbeitsgemeinschaft, in vielerlei Hinsicht eine bereichernde Erfahrung, hatte sich durch einen zufälligen Kontakt und eine spontane Entscheidung ergeben. Mehr als ein Jahrzehnt später sind mir, ohne dass ich das damals bereits geplant hätte, diese beiden Jahre für den Nachweis außeruniversitärer kirchlicher Praxis, wie sie für die theologische Habilitation gefordert sind, zugutegekommen.

Im Sommersemester 1983 wurde ich Hochschulassistentin (C 1) an der Universität Paderborn, eine der beiden ersten Frauen in dieser Stellung dort. Ab 1985 konnte ich mit meinem Doktorvater Prof. Dr. Bernhard Lang zusammenarbeiten, der als Inhaber des neu eingerichteten Lehrstuhls für Altes Testament an unseren Fachbereich gekommen war. Wissenschaftlich ein Glücksfall – karrieretechnisch eher schwierig, denn die Universität-Gesamthochschule Paderborn besaß kein Habilitationsrecht in Katholischer Theologie. So blieb die Frage der Anbindung meines Habilitationsprojektes an eine bestimmte Fakultät, das mit der Übernahme der Hochschulassistenten verbunden war, lange offen. Andererseits dürfte mir die Stelle als Hochschuldozentin bei meinen ersten Bewerbungsverfahren um Professuren durchaus genutzt haben: in Kassel und Hildesheim kam ich auf die Liste für eine Professur im Alten Testament, in Nijmegen (Niederlande) wurde ich zum Bewerbungsgespräch für die Nachfolge von Catharina Halkes auf der damals in Europa einzigen Hochschullehrerinnenstelle für Feministische Theologie eingeladen.

In diesen Jahren (1984 bzw. 1988) adoptierten mein Mann und ich über die Kinderrechtsorganisation „terre des hommes“ unsere beiden Töchter aus Südkorea und Indien. Mein Mann war nicht erwerbsarbeitstätig, sondern neben seinen wissenschaftlich-theologischen Forschungen und seinem Engagement in der Kirchengemeinde „hauptamtlich“ in der Betreuung unserer Töchter aktiv. Auf unsere Eltern konnten wir während dieser Phase der Kinderbetreuung nur sehr punktuell zurückgreifen, weil sie zu weit entfernt wohnten. Aber ich erinnere mich gern an vielfältige Nachbarschaftshilfe in dieser Zeit!

Das Jahr 1988 stand für meinen Mann und mich unter dem Zeichen des Gedenkens an die Reichsprogromnacht 1938. Wir boten dem Bürgermeister und dem Stadtrat der Gemeinde Salzkotten, zu der wir gehörten, an, den Spuren der im Dritten Reich vernichteten jüdischen

Gemeinde nachzugehen, über die bis dahin keine sichere Kenntnis vorlag, sondern bedeutungsvolles Schweigen herrschte. Die Stadt stellte umfassendes Archivmaterial zur Verfügung, so dass wir zum 9.11.1988 mit Unterstützung einer kleinen engagierten Gruppe vor Ort eine Geschichte der jüdischen Gemeinde Salzkotten 1933–1943 schreiben sowie die Dokumentation des jüdischen Friedhofs mit ca. 80 Grabsteinen (1854–1940) vorlegen konnten. In noch einmal erweiterter Form haben wir sie auch als Buch publiziert („Ausgelöscht. Erinnerung an die jüdische Gemeinde Salzkotten“, Salzkotten 2001). Diese Auseinandersetzung mit der Stigmatisierung, Verfolgung, Vertreibung und schließlich Vernichtung der Frauen, Männer und Kinder jüdischen Glaubens in einer ganz normalen deutschen Kleinstadt hat mich persönlich sehr bewegt und meine Achtsamkeit für Formen des Antijudaismus und Antisemitismus geschärft. Nebenbei habe ich die Kunst der Entschlüsselung hebräischer Grabsteine gelernt, die ich später immer einmal wieder in meinen Lehrveranstaltungen einsetzen konnte und die derzeit einem Projekt an meinem Seminar, einer Dokumentation zum jüdischen Friedhof der Stadt Münster, zugutekommt.

Im Sommer 1989, nach meinem Ausscheiden aus dem Hochschuldienst in Paderborn, zogen wir in die Nähe von Limburg/Lahn. Mein Mann hatte die Stelle eines Studienleiters an der Rabanus-Maurus-Akademie in Wiesbaden, der Akademie der Bistümer Limburg, Mainz und Fulda erhalten, während ich wieder mehr für die Betreuung der Kinder und zudem meines Schwiegervaters, der damals für einige Jahre in unserem Haushalt lebte, zur Verfügung stand. In dieser Phase hatten wir eine sehr verlässliche Hilfe in Haushalt und Kinderbetreuung, ohne die diese komplexe Situation sicher nicht hätte bewältigt werden können.

Wissenschaftlich gesehen gehörten die Jahre zwischen 1989 und 1994 vornehmlich der Arbeit an meiner Habilitationsschrift („Figurationen des Weiblichen im Hosea-Buch“, Freiburg 1995). Während der Jahre als Hochschulassistentin in Paderborn (1983–1989) war ich nur sehr wenig zur Arbeit an der Habilitation gekommen, u. a. deshalb, weil ich als eine der damals noch wenigen promovierten feministischen Theologinnen viel zu Vorträgen unterwegs war, aber auch, weil sich immer wieder Anfragen oder Angebote zu Publikationen im Bereich feministischer Theologie ergaben und ich diese Richtung der Theologie nach Kräften solidarisch-kritisch fördern wollte. Für die Jahre 1990–1992 gewährte mir die Deutsche Forschungsgemeinschaft ein Habilitationsstipendium. Bei der DFG gab es damals bereits ein Interesse an der Förderung von Frauen in der Wissenschaft und ein Bewusstsein für

spezifische Zeitverläufe von Frauen, die Familie und Beruf, zumal in einem innovativen Wissenschaftsfeld, zu verbinden suchten.

Im Sommer 1995 schloss ich das Habilitationsverfahren an der Kath.-Theol. Fakultät der Universität Münster ab und erhielt die *Venia Legendi* für „Altes Testament und Theologische Frauenforschung“. Die Habilitation war nicht von vornherein geplant gewesen, sondern hatte sich irgendwann Mitte der 1980er Jahre folgerichtig aus meinem bisherigen Weg ergeben. Sie gestaltete sich zwischendurch als nicht ganz leicht realisierbar, da ich mit einem feministisch-exegetischen Zugang arbeiten wollte und erst wenige theologische Fakultäten bereit waren, sich darauf einzulassen. Zeitweise saß ich über der Habilitationsschrift, ohne zu wissen, wo ich sie würde einreichen können. Dass ich schließlich in Münster habilitieren konnte, verdanke ich der Offenheit des dortigen, damals noch rein männlichen Professoren-Kollegiums, allen voran Prof. Dr. Erich Zenger. Er erfuhr von meiner Arbeit erst, als sie schon kurz vor dem Abschluss stand, und akzeptierte sie ohne weitere Auflagen.

In diesen entscheidenden Jahren fühlte ich mich sehr getragen von den vielen Frauen aus ganz Europa, die ich seit 1986 über die Europäische Gesellschaft für die theologische Forschung von Frauen (ESWTR), deren Gründungsmitglied ich bin, kennengelernt hatte. Ich wusste, dass ich mit meinen feministisch-theologischen Interessen und auch mit den Schwierigkeiten, die daraus erwachsen, nicht alleine war. Besonders hat mir damals die Unbeugsamkeit imponiert, mit der Silvia Schroer ihren Weg ging: erste Theologin, die in der Schweiz habilitiert wurde, hatte die Kath.-Theol. Fakultät Tübingen sie 1991 für den Lehrstuhl Altes Testament nominiert, aber der zuständige Ortsbischof von Rottenburg-Stuttgart, Walter Kasper, verweigerte ihr das *Nihil Obstat*, also die kirchlich erforderliche Lehrerlaubnis. Silvia Schroer blieb bei ihren Forschungen und Themen und übernahm ein großes Projekt des Schweizerischen Nationalfonds zu einer Religionsgeschichte der Biblischen Welt in Bildern. 1997 bot die Christkatholische (= Altkatholische) und Evangelisch-Theologische Fakultät Bern ihr als römisch-katholischer Theologin einen Lehrstuhl im Alten Testament an, den sie bis heute innehat. Dieses Signal einer ökumenisch gesinnten Theologie in Bern nötigt mir bis heute Bewunderung und Respekt ab.

Im zeitlichen Umfeld der Habilitation habe ich immer wieder Lehraufträge zu feministisch-theologischen Themen im deutschsprachigen Raum (Hamburg, Osnabrück, Bonn, Münster, Frankfurt, Bern) übernommen und ein Jahr lang (1992/93) eine Lehrstuhlvertretung in Paderborn für das Fach Altes Testament wahrgenommen. In dieser Zeit

habe ich mich auch einige Male auf Professuren beworben, unter anderem an der Université Laval in Québec (Kanada), wo ich in die engste Wahl kam, schließlich aber ein Priester des Bistums die Stelle erhielt. Noch in der Limburger Zeit wurde mir die Lehrstuhlvertretung „Feministische Theologie“ in Münster angeboten, die ich im Wintersemester 1995/96 und im Sommersemester 1996 übernahm. Mein Mann konnte in dieser Zeit ein Sabbatical nehmen und für die Familie sorgen. Der Lehrstuhl, den ich jetzt vertrat, war schon 1991 eingerichtet worden, blieb aber lange unbesetzt, da sich Kirche (Hl. Stuhl) und Staat (Land NRW) über Nomenklatur und Fachzuordnung nicht einig werden konnten. Ich hatte mich 1992 auf diesen Lehrstuhl beworben und auch einen Listenplatz erhalten. Aber da sich jahrelang nichts bewegte, bewarb ich mich 1995 auf die Professur für Biblische Theologie an der Universität zu Köln, die ich erhielt und 1996–1998 innehatte. Da es sich dabei um eine Erstberufung handelte, war ein Verfahren zur Einholung des römischen Nihil Obstat zu durchlaufen. Die Prozedur zog sich über neun Monate hin, denn es war zu klären, ob ich trotz meines „starken Feminismus“ – dieser wurde mir im Verfahren vorgehalten – kirchlich tragbar war. Diese Zeit und die damit verbundenen Erfahrungen haben mich sehr belastet. Vielleicht hätte es mir geholfen, wenn ich damals besser über den Gang und die Spezifika des Verfahrens und über mögliche Handlungsspielräume informiert gewesen wäre.

In den beiden Kölner Jahren entstand das von mir und der Kasseler evangelischen Neutestamentlerin Prof. Dr. Luise Schottroff herausgegebene „Kompendium feministische Bibelauslegung“ (Gütersloh 1998), in das ich sehr viel Lebenszeit investiert habe, um mit den vielen beteiligten Frauen auf sehr unterschiedlichen Qualifikationsstufen dieses große Projekt gut zu Ende zu bringen. Luise wurde eine Art „großer Schwester“ für mich. In und mit diesem Projekt bin dann auch umgekehrt ich für manche Frauen der jüngeren Theologinnen-Generation plötzlich zu einer „großen Schwester“ und für einige, die mir das ausdrücklich versicherten, sogar zur „Mutter“ geworden.

1998 erhielt ich den Ruf als Professorin (C 4) für „Altes Testament und Theologische Frauenforschung“ an der WWU Münster, wo ich bis heute tätig bin. Von der fachlichen Zuordnung des Lehrstuhls her gehöre ich der biblischen Sektion an, trage die Frauen- und Genderforschung aber auch in andere Fächer der Theologie hinein, sei es in Kooperation mit KollegInnen anderer Fachdisziplinen, sei es in eigenen disziplinübergreifenden Lehrveranstaltungen oder Publikationen. In den Jahren 1999–2007 gehörte zu meinem Lehrstuhl das durch Fakul-

tätsbeschluss neu errichtete „Seminar für Theologische Frauenforschung“. 2007 beschloss die Fakultät, dieses Seminar bereits wieder zu schließen, meinen Lehrstuhl mit der Leitung des „Seminars für Exegese des Alten Testaments“ zu verbinden und das „Seminar für Theologische Frauenforschung“ auf eine ebenfalls von mir zu leitende „Arbeitsstelle Feministische Theologie und Genderforschung“ zu reduzieren. Dahinter stand negativ eine Sparauflage, die zum Abbau einer Professorenstelle zwang, dahinter stand demgegenüber aber auch positiv das politische Engagement zahlreicher Frauen von nah und fern, die erreichten, dass nicht auch noch die Stelle der wissenschaftlichen Mitarbeiterin am „Seminar für Theologische Frauenforschung“ dem Sparzwang zum Opfer fiel, sondern der „Arbeitsstelle“ erhalten blieb.

Mit meiner ersten wissenschaftlichen Mitarbeiterin Stefanie Rieger-Goertz (1998–2005) begann ich die Kontakte zu bestehenden Frauen-Netzwerken auszubauen, als Beratungsstelle für Fragen feministischer Theologie zu Verfügung zu stehen, zusammen mit einer Reihe weiterer Theologinnen ein „Arbeitsbuch feministische Theologie“ auf die Beine zu stellen und natürlich ein ansprechendes, interessantes Lehrangebot anzubieten. Höhepunkt unserer Zusammenarbeit war ein von Stefanie Rieger-Goertz angestoßenes Symposium, bei dem erstmals feministische Theologinnen und Männerforscher in der Theologie ins Gespräch kamen (publiziert als „Mannsbilder“, Münster 2006). Mit Andrea Qualbrink, der zweiten wissenschaftlichen Mitarbeiterin (2005–2009), kam als neuer Schwerpunkt der Ausbau des inneruniversitären Gender-Netzwerks hinzu. Highlight ihrer Zeit war ihre Auszeichnung mit dem Frauen-Förderpreis der WWU Münster und das mit dem Preisgeld ausgerichtete Symposium „Geschlechter bilden“, aus dem ein umfangreiches, von ihr mit herausgegebenes Handbuch erwachsen ist („Geschlechter bilden“, Gütersloh 2011). Dr. Aurica Nutt (2009–2013) hat mit ihren internationalen und interdisziplinären Erfahrungen und ihrer Tätigkeit in der Redaktion der feministisch-religiösen Zeitschrift „Schlangenbrut“ ihre Zeit als wissenschaftliche Mitarbeiterin bei mir dazu genutzt, die theologische Genderforschung in Münster international und national noch breiter zu vernetzen und in wichtigen Publikationsorganen, die zwischen Theologie und Gesellschaft vermitteln (z. B. mehrfach in der „Herder-Korrespondenz“), präsent zu machen. Daniel Bugiel, ihr Nachfolger seit 2013, bringt viele hilfreiche Kontakte zur islamischen Theologie ein und hat eine Tagung maßgeblich mit vorbereitet, die christliche und islamische Theologinnen zum Thema „Verwundbarkeit“ ins Gespräch brachte. Meine wissenschaftliche Mitarbeiterin am alttestamentlichen Seminar, Stephanie Feder (2007–2012),

hat in ihrer Forschung und Lehre den Schwerpunkt „Bibel in Afrika/ Bibelauslegung afrikanischer Frauen“ gesetzt und nicht nur Studierende, sondern auch mich auf das Thema des Postkolonialismus gestoßen. Mein Mitarbeiter im Alten Testament seit 2012, Ludger Hiepel, hat sein hohes Interesse für die Altorientalistik entdeckt und rekonstruiert derzeit die Geschichte der Ugaritforschung in Münster, die maßgeblich auch mit der Kath.-Theol. Fakultät verbunden ist. „Nachwuchsförderung“ hat meines Erachtens sehr viel auch damit zu tun, Schwerpunktsetzungen der wissenschaftlichen MitarbeiterInnen zu fördern, die deren Eigenmotivation entsprungen sind.

Schon 1996 hatte mein Mann seine Stelle als Studienleiter an der Wiesbadener Akademie aufgegeben, um mit uns, seiner Familie, nach Köln übersiedeln. 1998 stand der nächste Umzug in die Nähe von Münster an. Mein Mann wurde ab 1999 für zehn Jahre lang als „fester freier“ Mitarbeiter für „terre des hommes“ in Osnabrück tätig, wo er die politische und journalistische Lobbyarbeit zu den Bereichen „Fragen der internationalen Adoption und des Kinderhandels“ sowie „Babyklappe und anonyme Geburt“ übernahm. Ich war und bin sehr dankbar, auf diese Weise noch einmal anders mit sehr konkreten Fragen der Rechte von Frauen und Kindern konfrontiert worden zu sein.

In der Familie waren und sind wir auf unterschiedliche Weise weiterhin gefordert; so war ich 2008–2013 gemeinsam mit meinem Bruder gesetzliche Betreuerin meiner hochbetagten Eltern und habe die Phasen ihrer zunächst längeren häuslichen Betreuung und ihres schließlichen Überwechselns in ein Seniorenheim intensiv begleitet. Aber auch die nachfolgende Generation fordert uns mit inzwischen zwei Enkelkindern!

Familie und Berufstätigkeit waren für uns vor allem deshalb einigermaßen zufriedenstellend zu vereinbaren, weil wir, solange unsere Kinder zu Hause lebten, bis auf ein Jahr niemals gleichzeitig erwerbstätig waren und deshalb jeweils relativ flexibel auf neue Erfordernisse reagieren konnten. Wir fanden immer Zeit, anstehende Entscheidungen ausführlich miteinander zu besprechen. Anders als in vielen anderen Fällen hat dieser mehrfache Wechsel in der Erwerbsarbeit nicht nur für mich, sondern auch für meinen Mann zu „Brüchen in der Erwerbsbiographie“ geführt. Dass er dies in Kauf genommen hat, sehe ich bis heute nicht als selbstverständlich an.

2009 übernahm mein Mann die Leitung der Karl-Rahner-Akademie (d. h. der katholischen Stadt-Akademie) in Köln, was wir beide als Bereicherung und Anregung erfahren, kommt doch dadurch ein neues spannendes Feld der Erfahrungen in den Blick – nicht zuletzt deshalb,

weil die Karl-Rahner-Akademie die einzige katholische Akademie in Deutschland ist, die ohne jeden städtischen, staatlichen oder kirchlichen Zuschuss allein auf Grundlage von Zuwendungen ihrer FreundInnen und Förderer arbeitet.

Bis zum Herbst 2014 war ich Prodekanin für Finanzen, Bau und Personalangelegenheiten der Fakultät, ein auf vielen Ebenen herausforderndes Amt, das ich im Herbst 2011 angetreten habe. Da der Universität Münster eine Rektorin vorsteht und zwei der vier Prorektorate von Frauen besetzt sind, ist an Vorbildern in diesem Bereich durchaus kein Mangel. Allerdings bin ich für diese Tätigkeit allein auf learning by doing angewiesen und komme darum oft ins Grübeln, ob es wirklich vernünftig ist oder nicht bloß schiere Ressourcenvergeudung, eine solche Aufgabe von Fach-TheologInnen (statt von Verwaltungs-Profis) ausüben zu lassen. Aber auch das kann heute zu einer theologischen „Karriere“ gehören ...

Eine vollständige Bibliographie von Marie-Theres Wacker ist zu finden unter:

<http://www.uni-muenster.de/FB2/personen/exegeseat/wacker.html>